

Philosoph. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft.

26. Band. 1. Heft.

Differenzielle Psychologie.

Von Prof. Dr. C. Gutberlet in Fulda.

Was will diese neue Wissenschaft?

Die differenzielle oder spezielle Psychologie ist nicht etwas ganz Neues. Die „Charakterologie“ hat schon im griechischen Altertum ihre Vertreter gefunden (die Temperamentenlehre des Galen, die Charaktere von Theophrast) und ist seitdem nicht ganz ausgestorben. Selbst Kant gibt in seiner Anthropologie eine „anthropologische Charakteristik“ von der Person, dem Geschlecht, dem Volke, der Gattung. Den Namen Charakterologie hat zuerst Bahnsen im vorigen Jahrhundert angewandt, in neuester Zeit ist die differenzielle Psychologie unter dieser Benennung von den Franzosen gepflegt worden. Von ihnen ist das Wort „Charakterologie“ für differenzielle Psychologie geprägt worden.

Von der differenziellen Psychologie, wie sie nun jetzt betrieben wird, unterscheidet sich die alte Charakterschilderung durch den wenig methodischen Betrieb. Es sind zufällige Beobachtungen, verbunden mit philosophischen Ideen, welche sie zugrunde legt, während unsere Wissenschaft exakte Empirie verlangt, die Methoden der experimentellen Psychologie der Forschung akkommodiert. Freilich den Charakter des Menschen festzustellen, hat auch dieser experimentelle Betrieb noch nicht vermocht, dazu sind die erzielten Resultate noch ungenügend, und man wird die alte Charakterologie überhaupt nicht gut entbehren können. So werden z. B. die „Grossen Männer“ von Ostwald auch den experimentierenden Psychologen wichtige Dienste leisten können bei der Bestimmung der Eigenart hervorragender Geister.

Mehr noch als die Charakterologie ist schon früher die Psychognostik betrieben worden, und zwar als Physiognomik, Phrenologie und Graphologie. So suchte Lavater aus den Gesichtszügen, Gall aus der Bildung des Schädels, Abbé Michon aus der Schrift eines Menschen sein seelisches Wesen zu bestimmen.

Die Phrenologie oder Kranioskopie, von Gall eine Zeit lang eifrig betrieben, später aber in argen Misskredit geraten, ist neuerdings wieder von Möbius mehr naturwissenschaftlich rehabilitiert worden, der z. B. für mathematische Anlage eine Stelle über dem Auge massgebend sein lässt.

Ernstlicher ist die Graphologie in neuester Zeit wieder gepflegt worden. Aber hier kann man leicht die Probe auf die Richtigkeit der Deutung einer Handschrift machen, wobei sich nur im allgemeinen eine Uebereinstimmung mit dem Charakter ergibt.

Graphologische Untersuchungen hat der bekannte experimentierende Psycholog A. Binet nach der statistischen Methode angestellt, welche nicht besonders günstig für den Wert dieser Schriftkundenkunst ausgefallen sind. Nicht einmal in bezug auf das Geschlecht des Schreibenden, das noch am ehesten in der Handschrift sich ausspricht, konnten so sichere Resultate, wie sie ein gerichtliches Gutachten fordert, erzielt werden. B. benutzte die Adressen von 180 Briefkouverten, zur Hälfte von Männern, zur Hälfte von Frauen verschiedenen Alters und Bildungsgrades, die er zur Beurteilung, d. h. zur Bestimmung des Geschlechtes, zwei berühmten französischen Graphologen und auch mehreren Laien vorlegte. Der berühmteste Graphologe Crépieux-Jamin machte 79%, der andere 75%, die Laien 73—66% richtige Bestimmungen.

Binet selbst teilt die Menschen nach der Erkennbarkeit ihrer Handschrift in drei Kategorien: 1. Personen, deren Geschlecht aus der Schrift deutlich erkannt wird; 2. deren Schrift das Geschlecht zweifelhaft lässt; 3. deren Schrift das verkehrte Geschlecht indiziert.

Neuerdings will man nicht die Schrift, sondern das Schreiben als Kennzeichen des Charakters gelten lassen. Nicht einmal lässt sich die normale von der pathologischen Handschrift sicher unterscheiden. Denn „es kommt zweifellos vor, dass sicher kranke Personen in ihrer Schrift nichts von ihrer abnormen Eigenart bekunden“. Aber es gibt ein grosses, „für die Persönlichkeitsforschung höchst interessantes und bedeutsames Gebiet, auf dem wir durch eine fortschreitende Vertiefung unseres Wissens vom Bewegungsablauf und aller ihn beeinflussenden Faktoren vorwärts zu kommen hoffen dürfen“¹⁾.

Die differenzielle Psychologie, wie sie jetzt betrieben wird, ist wesentlich exakt experimentell, in dem Sinne, dass sie eine Abzweigung der allgemeinen experimentellen Psychologie darstellt. Diese erforscht die allgemeinen Gesetze des Seelenlebens, jene nimmt gerade die Variation innerhalb des allgemeinen zum Gegenstand, und zwar handelt sie vom Wesen der Variation selbst, von ihrer Ausdehnung und ihren Ursachen, von Arten derselben, den Typen und Stufen, von der Korrelation der Variationen. Sodann geht sie aber auf die einzelnen Varietäten selbst ein, auf die verschiedenen Begabungen, Temperamente, Stände, Alter, Geschlechter. In diesem Sinne ist sie „spezielle Psychologie“, aber eben deshalb ist diese Benennung zu eng für die ganze Wissenschaft. Darum nennt sie Stern besser differenzielle Psychologie. Auch die anderen vorgeschlagenen Benennungen, wie Charakterologie, Ethologie, sind

¹⁾ E. Hirt in Arch. f. d. ges. Psych. 23. Bd. S. 339 ff.

zu enge, und „individuelle oder Individualpsychologie“ wäre wohl geeignet, ist aber schon für die der „Völker“- und „Sozialpsychologie“ entgegengesetzte Einzel-Psychologie fixiert.

An spezialpsychologischen Untersuchungen mit Hilfe des Experimentes haben wir keinen Mangel. Es gibt kaum eine Seelentätigkeit, kaum eine Eigenschaft, kaum einen Stand usw., die nicht experimentell erforscht worden wären. Wir haben eine sehr reiche Psychologie des Kindes, des Weibes, des Genies, des Verbrechers, der Hysterischen, des Gedächtnisses, des Gefühles und der einzelnen Gefühle, selbst der Langeweile. Aber das Verdienst, eine eigene Wissenschaft der differenziellen Psychologie in Angriff genommen zu haben, gebührt dem rühmlichst bekannten Experimentalpsychologen W. Stern. In seiner Schrift: „Die differenzielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen“¹⁾ gibt er eine systematische Darstellung von der Methodik und den Problemstellungen, den Variationen und Korrelationen der seelischen Phänomene, von der Individualität.

An der Hand dieses Werkes wollen wir einen kurzen Ueberblick über diese neue Wissenschaft geben; nur hier und da fügen wir eine ergänzende Bemerkung hinzu, zumal wo es sich um neueste Feststellungen handelt, die Stern noch nicht bekannt sein konnten. Denn jeder Tag bringt Neues auf diesem Gebiete.

Mit welchem Eifer die differenzielle Psychologie betrieben wird, zeigt „die gemeinschaftliche Vorbereitung“ psychologischer Untersuchungen. Zwei von der Gesellschaft für experimentelle Psychologie ausgehende Unternehmungen: „die Methodensammlung“ von Sommer und das „Berliner Institut für angewandte Psychologie“ sind auf dieses Ziel gerichtet. Sommer trägt Methoden, Apparate, Versuchsanordnungen zusammen und stellt sie Interessenten zur Verfügung.

Auch das Berliner Institut bietet die Methoden, insbesondere Hilfsmittel der Sammelforschung: Fragebogen, Personalbücher, Tests usw., es gibt aber auch allgemeine Anweisungen für ständig wiederkehrende Untersuchungszwecke: Anweisungen für Forschungsreisende, für Kinderbeobachtung, für Psychographie usw.

Zusammengehen ist auf diesem Gebiete schon darum gefordert, weil die Probleme sich auf Grenzgebieten zu andern Fächern, z. B. zur Pädagogik, zur Ethnologie, zur Psychiatrie, Soziologie usw. bewegen. Fachmänner dieser Wissenschaften müssen also zu Rate gezogen werden. Ferner kann sich der differenzielle Psychologe nicht mit einer oder der anderen Methode begnügen, er muss eine Kombination mehrerer vornehmen, der einzelne kann aber nicht alle beherrschen.

Während der generelle Psychologe mit einigen Versuchspersonen, manchmal mit einer, ja mit sich selbst, wie Ebbinghaus bei der Gedächtnisforschung, sich begnügen kann, muss der differenzielle ein

¹⁾ Leipzig 1911, Barth.

reiches Material, zahlreiche Individualitäten untersuchen; diese stehen aber dem einzelnen nicht zu Gebote.

Darum muss der Psychologe die Erhebungen anstellen, die am einfachsten durch Fragebogen bewerkstelligt werden. Doch ist die Technik der Fragebogen eine recht mühevoll. Fehlerquellen sind bei diesen Fernmethoden viel zahlreicher gegeben, als bei den Ichmethoden. Bei diesen können die Fragen, Instruktionen so genau gestellt, wiederholt, die Antworten geprüft werden, dass Missverständnisse, schiefe Auffassungen, Mangel an Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit der Prüflinge leicht erkannt und verbessert werden können. Bei den Fragebogen schieben sich Mittelpersonen ein, die das Resultat sehr zweifelhaft machen können, da eine so genaue Fassung der Fragen, dass sie von jedem Individuum leicht und sicher beantwortet werden könnten, nicht möglich, auch nicht einmal ratsam ist. Denn dann merkt der Gefragte, was gesucht wird, und das wirkt, wie bekannt, sehr stark suggestiv auf die Antwort im Sinne der Frage. Ist aber die Frage unbestimmt, dann wird in das Ungewisse hineingeraten.

Vielfach schieben sich sogar mehrere Mittelpersonen, eine ganze Kette von Vermittlungen, ein, und bei jedem neuen Ringe kann die Uebertragung fehlerhafter werden. Wenn z. B. Schüler befragt werden sollen, so muss das durch den Lehrer geschehen. Dieser wird aber durch den Einfluss, den er auf die Kinder hat, leicht Antworten erzielen, die seiner Anschauung entsprechen.

In grossartigem Massstabe wurde die Erhebung von der Society for psychical research in England angestellt, welche über telepathische Erscheinungen, insbesondere Anmeldungen Sterbender, Gewissheit verschaffen sollte. Ein ungeheueres Material wurde aufgebracht, aber bis auf den heutigen Tag stehen sich Gläubige und Ungläubige über diesen Punkt gegenüber. Ebenso umfassend sind die Erhebungen des Amerikaners Stanley Hall speziell über die Kindespsychologie, die in dem pädagogischen Seminar der Clark University zentralisiert sind. Angesehene Pädagogen machen ihm sogar den Vorwurf des Sports auf diesem Gebiete. Dies kann aber der Brauchbarkeit der Methode selbst keinen Abbruch tun.

Ganz im Gegensatz zu der bisherigen experimentellen Psychologie, welche sich eng an die naturwissenschaftlichen Methoden anschloss und geschichtliche Daten missachtete, muss die differenzielle Psychologie historischen Personen besondere Aufmerksamkeit schenken. Die Individualitäten, welche „geschichtlich“ geworden sind, stellen meistens markierte, hervorragende Persönlichkeiten dar, die gerade recht eigentlich Objekte dieser Wissenschaft sind. Ihre Biographien versuchen meist alle Seiten ihres Wesens zur Darstellung zu bringen. Das historische Material steht auch so reich zu Gebote, ist ohne eigene Bemühungen so leicht zu beschaffen, dass es bei der Darstellung der Individualitäten nicht unbenutzt gelassen werden darf. Die Geschichte zeigt uns auch unmittelbar den Zusammen-

hang psychischer Erscheinungen durch den Verlauf der Ereignisse; manche Probleme können nur geschichtlich gelöst werden, wie z. B. das Vererbungsproblem, das die Kenntnis einer längeren Reihe von auf einanderfolgenden Generationen einer Familie verlangt.

In neuester Zeit hat man versucht, die experimentelle Methode mit der historischen zu verbinden, indem man mit den Werken geschichtlicher Personen experimentierte, insbesondere Zeichner, Dichter und Musiker „studierte“. Man untersucht, indem man die Einfeldung benutzt, welchen Eindruck ihre Produktionen auf mehrere Personen machen, welche Stimmung sie hervorrufen, welche körperlichen Veränderungen sie hervorrufen, und schliesst dann auf die gleichen Zustände im Verfasser. Am eingehendsten hat O. Rutz diese „Resonanzmethode“ behandelt und in bezug auf Musiker und dann auch auf die Dichter angewandt. Er fand, dass beim Singen verschiedener Stücke auch die Körperhaltung eine verschiedene, für jede Färbung des Stückes charakteristische ist. So unterscheidet er drei Typen von Kunstwerken, mit den entsprechenden körperlichen Veränderungen: einen dunkelweichen Typus (Mozart, Schubert), der wagerechte Vorwölbung des Unterleibs verlangt, den hellweichen (Beethoven, Weber) mit Vorwölbung des Brustkastens, Zurückziehen des Unterleibes; den hellharten (Wagner), bei welchem die Rumpfmuskeln nach abwärts geschoben und der Körper gestreckt wird. Auch die Dichter zeigen diese Typen, Goethe den ersten, Schiller den zweiten, Heine den dritten.

Marie Wagner hat gefunden, dass jeder Künstler einen bestimmten Bewegungskomplex bei der Linienführung ausführe. Will man sie genau kopieren, so muss man diese Bewegungen genau nachmachen, und wenn die Kopie genau ist, zeigt der Kopist, welche Bewegungen dem Künstler eigentümlich sind. Bei Raphael sei die Handbewegung weitausladend in flachen Kreisen; bei Michel Angelo kurz in sich geschlossenen Kreisen. Diese Methode bedarf noch sehr der Ausbildung.

Eine hervorragende Rolle in der experimentellen Psychologie, insbesondere in der differenziellen, spielt der Test. Bei seiner ersten Anwendung glaubte man in einigen Minuten die ganze Individualität eines Menschen erforschen zu können. Dieses Prüfungsexperiment ist im Grunde eine Stichprobe: aus einer Eigenschaft sucht man die andere zu erschliessen. Stern definiert den Test: Er ist „ein solches Experiment, das bestimmt ist, in einem gegebenen Fall die individuelle psychische Beschaffenheit einer Persönlichkeit oder eine einzelne persönliche Eigenschaft von ihr festzustellen. Es ist also weniger Forschungs- als Prüfungsexperiment, es hat diagnostische Bedeutung“.

Man setzt dabei voraus, dass man durch das Experiment eine Eigenschaft, etwa die Intelligenz, aus gewissen Aeusserungen erkennen könne, sodann auch, dass der zu Prüfende einer grösseren Klasse von Individuen angehört, der man ihn einreihen will, um ihm darin seinen Platz anzuweisen.

Die Anfänge dieses Experimentes waren noch sehr unvollkommen; es war nur eine modifizierte Anwendung der herkömmlichen experimentellen Methoden; hatte man bisher mit einer Methode mehrmals untersucht, so wandte der Test mehrere Methoden in einem einmaligen Verfahren an. So prüfte Cattell dynamometrischen Druck, Maximalgeschwindigkeit einer Armbewegung, Minimaldistanz zweier noch unterscheidbarer Reize, Schmerzschwelle für Druck, Unterschiedsschwelle für Gewichte, Zahl der nach einmaligem Hören behaltenen Buchstaben usw. Aber dies alles gibt kein Gesamtbild der geistigen Individualität, auch nicht der besonders in Betracht kommenden Intelligenz. Einen Fortschritt brachten in Frankreich Binet und Henri durch die „Testserien“, und in Deutschland die Testvorschläge von Kraepelin, die freilich auch nicht „die persönlichen Grundeigenschaften des Individuums“, wie er versprochen, boten, sondern nur die Dynamik der geistigen Leistungsfähigkeit, insofern sie durch Uebung, Ermüdung, Ruhe, Erholung, Alkohol usw. beeinflusst wird und so bestimmt werden kann. Seitdem ist die Intelligenzprüfung Hauptaufgabe der Test geworden. Eine solche wird durch praktische Zwecke nahe gelegt. Die Nachweise der Befähigung durch Prüfung, die ärztliche Begutachtung von Schwachsinnigen, die Einrichtung des Unterrichts nach der Begabung lässt eine schnelle und genaue Prüfung sehr wünschenswert erscheinen.

Am meisten hat für die Ausbildung der Testprüfung Binet geleistet, er hat sie zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Früher hat man den Symptomwert einer durch Prüfung ermittelten Eigenschaft nicht genug berücksichtigt, nämlich ihren Zusammenhang mit einer daraus zu erschliessenden Eigenschaft, noch weniger den Gesamtsymptomwert, von mehreren solcher Eigenschaften für die Erschliessung einer unbekannteren Fähigkeit, der unvergleichlich grösser sein wird, als der der einzelnen Komponenten. Dies tut Binet in seinen Staffelserien.

Stern stellt folgende Leitsätze für die Testforschung auf:

„Der Test ist nur eine, nicht die Form der psychologischen Individualitätsforschung. Vor allem macht er die nicht-experimentelle Beobachtungsmethode nicht überflüssig; er ergänzt sie zwar, wird aber durch sie ergänzt, ist oft auf sie zur Sicherung und Erweiterung seiner Befunde geradezu angewiesen und muss für viele Fälle hinter ihr zurücktreten“.

„Die reine Testprüfung ist nur als ‚psychographisches Minimum‘ zu bezeichnen, sie dient als Notbehelf, wo Zeitmangel oder andere Umstände ergänzende Methoden nicht zulassen, und sie dient als Vorarbeit, um aus einer grossen Masse diejenigen Individuen herauszufinden, die dann für eine genauere psychographische Untersuchung in Betracht kommen“.

Folgende Anforderungen stellt er an einen möglichst vollkommenen Test:

„1. Er soll einen möglichst hohen Symptomwert haben, d. h. ein möglichst eindeutiges Kennzeichen für die zu untersuchende psychische Beschaffenheit des Prüflings bilden“.

„2. Er soll einen möglichst breiten Symptomwert haben, d. h. einen recht grossen Bruchteil der zu untersuchenden Eigenschaft repräsentieren, so dass, um die Eigenschaft im ganzen zu charakterisieren, eine Mindestzahl von Tests nötig ist“.

„3. Er soll die Einordnung des Geprüften in eine feststehende Gruppierung oder Rangordnung mit Sicherheit gestatten“.

„4. Er soll eine möglichst leichte Anwendbarkeit besitzen, also die zu grosse Belästigung der Versuchspersonen, die Benutzung empfindlicher und schwer transportabler Apparate und ähnliches nach Kräften vermeiden“.

„5. Er soll eine möglichst weite Anwendbarkeit haben, d. h. an sehr vielen und sehr verschiedenartigen Personen und Personengruppen unter relativ vergleichbaren Bedingungen anzustellen sein“.

Die Intelligenzprüfung hat am meisten Interesse bei den Pädagogen gefunden. Der hervorragendste Vertreter der experimentellen Pädagogik, E. Meumann, hat darüber eine sehr instruktive Abhandlung¹⁾ geliefert, in der er zunächst die verschiedenen Zwecke darlegt, derentwegen diese Prüfung unternommen wird, wobei die pädagogischen die Hauptrolle spielen, daneben kommen eigentlich nur psychiatrische in Betracht, die den Mangel an der normalen Intelligenz feststellen wollen. Nach ihm gibt es eigentlich keinen andern Weg, die Intelligenz eines Menschen festzustellen, als den Test; denn ausserdem müsste man sämtliche intellektuelle Prozesse durchprüfen, was in der Praxis schwer ausführbar ist. Er unterscheidet zwei Arten von mental tests:

1. Man entnimmt die Probe (test) einer Methode der experimentellen Psychologie und modifiziert die Prüfung sinnlicher Tätigkeiten so, dass auch die höheren geistigen Funktionen daran beteiligt erscheinen. Am bekanntesten sind die Messungen der Raumschwelle durch Aufsetzen von Zirkelspitzen. Je weiter die Zirkelspitzen geöffnet werden müssen, um noch zwei Punkte wahrzunehmen, um so geringer wird die Hautempfindlichkeit. Daraus schloss man dann auch auf eine geringere geistige Leistungsfähigkeit, wie sie zum Beispiel nach Ermüdung eintritt.

2. Man kann aber auch eine komplexe Geistestätigkeit zugrunde legen, z. B. eine Schularbeit, und nach deren Güte beurteilen, wie weit die Fähigkeiten des Kindes reichen.

Beide Arten der Tests haben ihre Vorzüge und Nachteile; sie beide machen aber zwei Voraussetzungen, die festgestellt werden müssen: „1. dass sich bei jeder geistigen Tätigkeit mehr oder weniger alle Seiten des Bewusstseins betätigen; ist dies der Fall, so können wir in der Tat aus dem Ausfall jeder psychischen Leistung auf die

¹⁾ Zeitschr. f. experim. Pädagogik 1910, 11. Bd. S. 68 ff.

Entwicklung und Ausbildung aller psychischen Funktionen schliessen; 2. dass sowohl in der relativen Ausbildung (Vollkommenheit) als in der relativen Entwicklung (während des Kindesalters) der einzelnen geistigen Funktionen bestimmte Abhängigkeiten (Korrelationen) bestehen, auf Grund deren wir aus der Ausbildung der einen auf die Ausbildung (Entwicklung) anderer schliessen können“.

Keine von diesen beiden Voraussetzungen ist aber bis jetzt experimentell bewiesen, und nach Meumann treffen sie sicher nicht ganz zu. Soll man sie deshalb aufgeben? Nein, sondern die Testmethoden, weil sie am leichtesten, schnellsten zur Intelligenzprüfung führen, sind zu verbessern. Dazu macht Meumann folgende Vorschläge:

„1. Man untersucht die Intelligenz niemals nur mit einem oder wenigen Tests, sondern stets mit Testserien, Serien von Intelligenzprüfungen (wie de Sanctis, Binet und Simon Goddard), die so zusammengestellt werden, dass man sicher sein kann, möglichst alle Hauptfunktionen der Intelligenz geprüft zu haben (wenigstens die Aufmerksamkeit, das Behalten und Wiedererkennen, das anschauliche Darstellen, das Arbeiten mit abstrakten Wortbedeutungen und das Denken)“.

„2. — und dies scheint besonders wichtig — man gibt die Absicht auf, mit einigen oder wenigen Tests die allgemeine Intelligenz zu bestimmen (da bei den Testmethoden wohl immer gewisse Seiten der Intelligenz unbestimmt bleiben), vielmehr sucht man an Stelle der allgemeinen Intelligenz die höhere Intelligenz zu bestimmen, oder das, was die höhere Intelligenz im besondern ausmacht“.

Dazu bedarf es allerdings einer Einigung darüber, was wir unter höherer Begabung verstehen.

Manche verstehen darunter die Kombinationsgabe; andere die Fähigkeit zur Synthese zerstreuter Vorstellungen. Meumann versteht darunter „die denkende Verarbeitung gegebener Eindrücke oder Vorstellungen, samt den verschiedenen Eigenschaften derselben, wie der Schnelligkeit, Gründlichkeit, Allseitigkeit, Selbständigkeit zu denkender Verarbeitung von Vorstellungen oder Eindrücken“, welche Begriffsbestimmung übrigens mit den vorigen zusammenfällt.

„Wir müssten dann also, statt mit den Tests die gesamte oder allgemeine Intelligenz bestimmen zu wollen, diese so einrichten, dass wir neben den wichtigsten Elementarfunktionen vor allem die Kombinationsgabe oder Fähigkeit zu denkender Verarbeitung von Eindrücken und Vorstellungen prüfen und ihre Ausbildung bei dem Individuum messen“.

„Dies erreicht man am besten durch alle die Methoden, die das Arbeiten mit abstrakten Elementen, mit leitenden oder Zielvorstellungen, mit Lösung gewohnter und leichter und inhaltsreicher Anknüpfung neuer Vorstellungs- (oder Wahrnehmungs-)Kombinationen an die Zielvorstellung prüfen“.

Auch auf diesem so eifrig gepflegten Gebiete der Intelligenzprüfung durch die Testmethode, welche nach Meumanns Ansicht

wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit unentbehrlich ist, bestätigt sich, was wir von der experimentellen Pädagogik überhaupt, nach Vorgang Wundts, mehrfach ausgeführt haben, es muss darin noch viel gearbeitet werden, um sichere Grundlagen für eine neue Pädagogik zu gewinnen.

Die Variationen

sind das eigentliche Material-Objekt der differenziellen Psychologie. Dieselben sind totale, wenn sie das ganze Subjekt umfassen, partiale, wenn sie einzelne Merkmale des Individuums betreffen. Unter den Merkmalen haben allerdings manche eine zentrale Bedeutung, indem sie den eigentlichen Charakter des Individuums bestimmen. Die Voluntaristen z. B. sehen den Willen als Grundeigenschaft, die Intellektualisten den Intellekt als solche an.

Es gibt aber nicht bloss Variationen zwischen Mensch und Mensch (Intervariation), sondern auch zwischen Zuständen desselben Individuums (Intravariation); diese kann dazu dienen, die erstere besser zu verstehen. Kraepelin z. B. benutzt die Ermüdung dazu, um die psychotischen Zustände zu erklären.

Die allgemeinste Variation ist Normal, Uebernormal, Unternormal, die auch im gewöhnlichen Leben schon erkannt und benannt wird. Aber der Begriff des Normalen, von dem der des Ueber- und Unternormalen abhängt, wird nicht immer richtig definiert. Man kann wohl sagen; Normal ist der Durchschnittsmensch, aber genau ist diese Begriffsbestimmung nicht. Denn der Durchschnittswert stellt nur einen Punkt dar, die Normalität hat aber eine grosse Ausdehnung. Wahr ist auch, dass gewöhnlich der grössere Teil normal ist, aber die Erfahrung lehrt, dass ganze Gesellschaften einer geistigen Epidemie anheimfallen können.

Der Begriff ist nicht quantitativ, sondern qualitativ zu bestimmen. Normal ist der Mensch, der für die Aufgaben des menschlichen Lebens ausgerüstet ist. Diese Ausrüstung und die speziellen Aufgaben sind aber so mannigfaltig, dass sofort die Breite der Normalität verständlich wird.

Mit dem Begriffe des Normalen ist der des Unternormalen und Uebernormalen gegeben. Merkwürdigerweise können sich beide Begriffe begegnen; häufig wird das uebernormale Genie als pathologisch, unternormal bezeichnet, sein Tun widerspricht allerdings dem gewöhnlichen Leben, es ist an diesem gemessen ebenso zweckwidrig wie das der Narren. Das Genie hat aber wirkliche höhere Aufgaben zu erfüllen; es muss den Fortschritt über die Norm hinaus fördern, daher der Widerspruch mit dem Alltäglichen.

Man ist sehr geneigt, die Abnormität eines Merkmals auf die ganze Individualität auszudehnen. Dagegen findet Stern:

„Wir haben durchaus kein Recht, aus der etwa festgestellten Abnormität dieser oder jener Einzeleigenschaft ohne weiteres einen Schluss auf die Abnormität ihres Trägers als Individuums abzuleiten.“

— Aber es ist anderseits nicht möglich, die festgestellte Abnormität einer Persönlichkeit auf eine einzelne Eigenschaft als alleinigen Urquell zurückzuführen“. Gerade in unserer Zeit hat man angefangen, mikroskopische Untersuchungen der Abnormitäten anzustellen, wie der Phobien, der sexuellen Perversitäten, der Spaltung der Persönlichkeiten usw., und daraus die Persönlichkeit zu erklären versucht. Am schroffsten geschieht dies von den Freudschen „Psychoanalytikern“, die irgend ein Erlebnis des jugendlichen Sexuallebens „zu dem alles durchdringenden Fäulnisstoff der Persönlichkeit“ machen.

Eine schon etwas speziellere Einteilung der Individualitäten liefern die psychologischen Typen. Stern gibt davon folgende, nicht besonders klare Definition:

„Ein psychologischer Typus ist eine vorwaltende Disposition psychischer oder psychophysischer neutraler Art, die einer Gruppe in vergleichbarer Weise zukommt, ohne dass diese Gruppe eindeutig und allseitig gegen andere Gruppen abgegrenzt wäre“.

Am meisten der Erklärung bedarf der Ausdruck „psychophysisch neutraler Art“. Darunter sind Dispositionen zu verstehen, die nicht rein psychisch und nicht rein physisch zu fassen sind.

Der Typus darf nicht mit der „Klasse“, etwa der Spezies oder Gattung, verwechselt werden. Die Spezies sind gegen einander scharf abgegrenzt. Das müssen auch die Deszendenztheoretiker zugeben. Die jetzt bestehenden Arten sind mit verschwindenden Ausnahmen gegen einander abgegrenzt. Dagegen sind die Grenzen zwischen Typus und Typus fließend; die Zwischenformen sind nicht Abnormitäten, sondern sind eher als die Regel anzusehen. Der Typus ist eben eine Idealform, der sich die einzelnen Glieder in zahlreichen Nüancen nähern können. Verfehlt ist darum die Temperamenteinteilung Kants, die eine starre sein soll. Auch Heymans glaubt von 102 auf ihr Temperament untersuchten Individuen jedes in ein bestimmtes Fach einweisen zu können.

Ein weiterer Unterschied zwischen Typus und Klasse besteht darin, dass ersterer Partialvariationen, letztere Totalvariationen darstellt. Nur in bezug auf ein oder mehrere Einzelmerkmale gehören die Glieder eines Typus zusammen, in bezug auf andere gehören sie einem andern Typus an. Die Eigenschaften einer Art dagegen kommen allen Individuen zu, und sie fehlen bei andern Arten. Dagegen kommt es kaum vor, dass alle, welche z. B. dem visuellen Typus angehören, auch dem auditiven angehören, und dass die dem ersteren nicht angehörenden nie in dem zweiten vorkommen. An die Stelle der einfachen Totalkorrelation der Merkmale zu einander treten bei den Typen sehr viele verschiedene Grade der Korrelation. Nach dem Grade der Korrelation, dem Zusammensein mehrerer Typen in einem Individuum, können zwei Hauptformen unterschieden werden.

Der Komplextypus und der Typenkomplex. Bei ersterem ist die Verwandtschaft zweier Typen so stark, dass man von der Anwesenheit einer Eigenschaft auf die andere schliessen kann. Haben zwei Typen, die in einem Individuum vereinigt sind, kein gemeinschaftliches Merkmal, so besteht bloss ein Typenkomplex.

Der Komplextypus kann bis zum Totaltypus sich steigern und dann nähert er sich der Spezies¹⁾. Solche Totaltypen sind der Negertypus, der Familientypus der Habsburger, der Typus des Verbrechers, des Weibes. Populäre Darstellungen haben es immer mit solchen Totaltypen zu tun, sie repräsentieren aber eigentlich nur ideale Formen.

Beim Komplextypus unterscheidet Stern noch einen homogenen, wenn die in einem Individuum verbundenen Typen grosse Aehnlichkeit mit einander haben, und heterogene, wo dies nicht der Fall ist. Die Aehnlichkeit selbst kann wieder eine inhaltliche oder eine formale sein. Ein homogener würde z. B. der Typus des Musikalischen, bei dem alle Einzelfunktionen Beziehung auf musikalische Eindrücke haben, sein; dagegen ist der Typus des Sanguinikers, wenn man ihn durch Lustcharakter der Gefühle und schnellen flachen Ablauf der Reaktionen konstituiert sein lässt, fast heterogen.

Von jeher hat man eine Gliederung der Typen zunächst nach allgemeinen Theorien versucht. So unterschied Galen nach den vier Säften: Blut, Schleim, gelbe Galle, schwarze Galle, deren Mischung das menschliche Temperament bestimmen: Sanguiniker, bei denen das Blut vorherrscht, Phlegmatiker (Schleim), Choliker, Melancholiker. Plato unterschied nach den drei Seelenteilen: Vernunftmenschen (Philosophen), Mutmenschen (Krieger), Begierdemenschen (Handwerker).

Nach der neueren Theorie von den drei Seelenvermögen unterscheidet man Verstandes-, Willens-, Gefühlsmenschen. Gall unterscheidet die Menschen nach dem Vorwiegen der Höcker und Wülste im Schädel. Dürr unterscheidet eine Anzahl von Aufmerksamkeits-typen nach der Verschiedenheit einiger Begleiterscheinungen der Aufmerksamkeit wie Ermüdbarkeit und andere psychophysische Prozesse.

¹⁾ Stern scheint den Unterschied zwischen Typus und Spezies etwas zu schroff zu bestimmen. Auch in den bestehenden gegenwärtigen Arten ist die Abgrenzung gegen einander nicht immer so leicht. Es geht eine Art in die andere über, und es ist oft schwierig, einen festen Markstein anzugeben. Im Laufe der Zeiten sind die Grenzen manchmal verschoben worden. Es ist oft Sache des botanischen Taktes, die Spezies von einer Variation, einer Spielart zu unterscheiden, statt der blossen Varietät eine neue Art zu statuieren. Auch das andere Merkmal des Typus, dass er nach einer Richtung mit dem einen, nach der anderen mit einem dritten, vierten Uebereinstimmung zeigt, findet sich bei den Arten. A. Wigand macht besonders diese Kettenverwandtschaft der Arten gegen eine Abstammung geltend. Es kommt bei der Abgrenzung sehr auf die Bedeutsamkeit der charakterisierenden Merkmale an, die mathematisch sich nicht bestimmen lässt.

Am berühmtesten ist die Gliederung der Temperamente von Kant geworden, der auch Wundt im wesentlichen beistimmt. Die vier bekannten Temperamente von Galen wurden so psychologisch begründet. Indem man die Gegensätze: Schwach und stark mit den beiden langsam und schnell in dem psychischen Prozesse sich kreuzen lässt, erhält man den Sanguiniker mit schwachem schnellem Verlauf des psychischen Prozesses, den Choleriker mit schnellen starken, den Phlegmatiker mit langsamen schwachen, den Melancholiker mit langsamen starken Affekten. Andere nehmen drei Gegensätze, indem sie z. B. Lust und Unlust oder aktiv und passiv dazu nehmen, und erhalten 16 Temperamente, Meumann nimmt noch leichte, schwere Gefühlsregbarkeit hinzu, und kommt mit zweigliederigen Kombinationen zu zwölf Temperamenten: Lust-Unlust kombiniert er mit jeder andern der drei Formen.

Schon die Buntscheckigkeit der so konstruierten Typen, noch mehr die Unmöglichkeit, wirkliche Vertreter dafür zu finden, zeigt, dass die Theorie mehr wissenschaftlich begründet werden muss: „Die Typenlehre ist ein Gegenstand der differenziellen Psychologie und muss mit deren eigenen Methoden und Gesichtspunkten bearbeitet werden“.

Damit hat man auch bereits angefangen, aber auch hier noch zu schematisch verfahren; die so gefundene Einteilung z. B. der Vorstellungstypen in visuelle, auditive, motorische ist zu grob, jedenfalls verallgemeinert die Charakterisierung der einzelnen Typen zu sehr.

Es bedarf einer Verbindung von Methoden und zwar: „Die Feststellung von Typen erfolgt durch inter-individuellen Vergleich intra-individueller Dispositionsverhältnisse“. Natürlich müssen recht viele Individuen genau untersucht und dann exakt mit einander verglichen werden.

So ergibt sich vor allem ein subjektiver und ein objektiver Typus. Der Unterschied zeigt sich deutlich beim Reagieren, bei Beantwortung eines Reizes mit einer Bewegung. Der eine „erwartet sein eigenes Losbrechen“, der andere „erwartet den Eindruck“, „für jenen ist der Reiz die Auslösung, für diesen die Ursache der Bewegung“.

Auch die psychophysische Messung der Reiz- und Unterschiedsschwelle zeigt diese beiden Typen. Die einen konnten den Eindruck rein und unverfälscht angeben, die andern waren in ihrem Urteile stark von Erwartung, Stimmung usw. abhängig. Messmer hat beim Erkennen kurz exponierter Reize konstatiert, dass die einen ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Reiz richten, andere fluktuieren, den Reiz mit Erinnerungsbildern verbindend.

Pfeiffer hat bei Schülerinnen zwei Typen von Interessenrichtung gefunden; bei dem einen gefallen mehr Gedichte, Themata von subjektiver Färbung, etwa lyrische Ergüsse, bei dem andern mehr objektive Darstellungen, Erzählungen.

Korrelation.

Von grösster Bedeutung für die differenzielle Forschung ist die Korrelation: der Zusammenhang der verschiedenen Eigenschaften eines Individuums unter einander. Mit ihrer Feststellung lässt sich aus einer beobachteten Disposition auf andere und möglicherweise auf die ganze Individualität schliessen.

Die Korrelation ist systematisch zuerst in England durch Galton, in Deutschland durch Spearman behandelt worden, Betz hat das Thema mathematisch behandelt.

Wie lässt sich aber ein solcher Zusammenhang von Eigenschaften feststellen? Stern antwortet:

„Zwei Merkmale stehen dann in Korrelation, wenn bestimmte Varianten des einen bestimmten Varianten des andern mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zugeordnet sind“. Die Variation braucht nicht gerade in gleicher Richtung bei beiden zu erfolgen, sie brauchen nicht gleichmässig mit einander zu wachsen oder abzunehmen, sondern es kann auch mit dem Wachstum der einen der Rückgang der andern vorhanden sein. In beiden Fällen aber hat man bloss Wahrscheinlichkeit, nicht Gewissheit, wie in der Naturwissenschaft, wo man sicher aus der gleichzeitigen Variation zweier Phänomene auf ihren Zusammenhang schliesst, entweder auf Abhängigkeit von einem äusseren Faktor oder auf gegenseitige Einwirkung oder auf Einwirkung eines derselben auf das andere. Hier kann man nämlich die beiden Glieder isolieren, andere Einflüsse ausschalten; psychische Eigenschaften sind aber so innig in einem Individuum verwachsen, dass man nicht sicher entscheiden kann, ob nicht andere, dritte Faktoren ihren Einfluss geltend machen. Es gibt daher mannigfache „Korrelationsgrade“, d. h. Grade der Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges, die man selbst mathematisch zu bestimmen unternommen hat“.

Man kann die Variationsabhängigkeit in zweifacher Weise erforschen, entweder an einem einzelnen Individuum, an dem man die notwendigen Merkmalsreihen durch häufige Prüfungen erzielt (intra-individuell), oder indem man zwei Merkmale an sehr vielen Individuen studiert (interindividuell).

Man hat übrigens Korrelationen gefunden, ohne dass man Korrelationen direkt aufsuchte. So prüften Krueger und Spearman die so disparaten Funktionen der Tonhöhenunterscheidung, des Kombinierens, der Tastschärfe, des Addierens und des Auswendiglernens usw. und glaubten zwischen solchen Funktionen, die anscheinend wenig verwandt sind, Korrelation nachweisen zu können, wie zwischen Addieren, Tastschärfe und Tonunterscheidung.

Mehr haben die Amerikaner sich mit den Korrelationen beschäftigt. Nach Bagley zeigen psychische Tests keine Korrelation mit Klassenrang. Brown fand starke Korrelation des Kombinierens mit mechanischem Gedächtnis und mit der Wirkung einer geo-

metrischen Täuschung. Wissler fand bei 325 Knaben keine Korrelation zwischen optischem und akustischem Silbenlernen, Reaktionszeiten und abstrakte Sätze - lernen. Die physischen Tests zeigen Korrelation unter einander, nicht mit den psychischen.

Eine reiche Ausbeute für Korrelationserhebungen bieten Charakteristiken, die aus pädagogischen oder psychographischen Motiven verfasst werden. Insbesondere könnten die Schulzeugnisse sehr gute Dienste tun, weil hier das Material fast unerschöpflich ist. Am fleissigsten ist bis jetzt die Korrelation zwischen Gedächtnis und Verstand erforscht worden. Aber es ist kaum mehr erkannt worden, als was man schon von vorneherein erwarten muss: zwischen mechanischem Gedächtnis und Intelligenz besteht wenig Zusammenhang, er ist aber um so stärker, als die Gedächtnisleistungen durch das Erfassen des Sinnes, Verständnis des Zusammenhangs usw. beeinflusst werden.

Von vorneherein scheint der Befund von Brown, dass bei Additionen zwischen Geschwindigkeit und Genauigkeit des Arbeitens starke Korrelation bestehe, wenig wahrscheinlich, tatsächlich fand Ranschburg keine Korrelation zwischen Tempo und Richtigkeit des Rechnens.

Man nimmt gewöhnlich an, und es scheint auch sehr natürlich, dass wer „leicht lernt, auch leicht vergisst“; Busemanns Versuche sollen dies widerlegen.

Oft ist die Frage erörtert worden, ob es ein oder mehrere Gedächtnisse gebe, ob die Gedächtnisse für Zahlen, Namen, Gesichter, Orte von einander unabhängig sind. Allerdings gibt es markante Fälle, in denen ein spezielles Gedächtnis stark entwickelt ist, aber es zeigt sich doch meist die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses gleichmässig für alle Gebiete. Eingehende Untersuchungen haben Spearman und Krueger über Auswendiglernen von Silben und von Zahlen angestellt und Korrelation gefunden; andere Forscher haben die Korrelation erweitert und gefunden, dass die Übung auf einem Gebiete das Gedächtnis auch auf andern vervollkommnet. Brown fand starke Korrelation zwischen dem Gedächtnis für frühere geometrische Lehrsätze mit der gesamten geometrischen Begabung, aber geringe zwischen dieser und rechnerischen Leistungen.

Der ständige Zusammenhang mehrerer Eigenschaften muss einen inneren Grund haben: Man hat ihn in einer Grundeigenschaft, einem Grundfaktor, einem Zentralfaktor gesucht. Heymans gibt die Temperamente als solche Grundeigenschaft an, weil mit denselben eine grössere Zahl von Eigenschaften regelmässig gegeben ist. Mit dieser Frage haben sich besonders Spearman und Krueger beschäftigt. Sie formulieren ihre auf nicht sehr viele Experimente gestützte Hypothese über den „Zentralfaktor“ in folgender Weise: „Die Leistungsfähigkeiten irgend einer Person in zahlreichen sehr verschiedenen Richtungen (Unterscheidung von Tonhöhen, Addieren von Zahlen, Ausfüllen von lückenhaften Texten, Geschwindigkeit des Schreibens, Lesens und Zählens) weisen hohe und konstante Kor-

relationen unter einander auf . . . Nach den numerischen Verhältnissen aller dieser Korrelationen scheint man berechtigt zu sein, sie als Wirkungen eines gemeinsamen Zentralfaktors aufzufassen. Die Erklärung scheint psycho-physiologisch erfolgen zu müssen. Die bisher gesammelten Erfahrungen deuten möglicherweise darauf hin, dass das ein Nervensystem allgemein eine gesteigerte plastische Funktion besitzt gegenüber dem andern. Diese funktionelle Tüchtigkeit wäre die Bedingung für die Ausgestaltung von präziser und konstanter funktionierenden Leistungskomplexen, was sich denn auch auf den verschiedensten psycho-physiologischen Gebieten in einer grösseren Genauigkeit und zugleich Geschwindigkeit der Leistung geltend machen würde¹⁾. Doch stellen sie diese Erklärung noch mit aller Reserve hin.

Dagegen erklärt Lucka die Erforschung der „Grundfunktion“ als die eigentliche Aufgabe der „Charakterologie“ d. h. differenziellen Psychologie. Er führt aus: Zweifel an der Verwendbarkeit elementarer seelischer Funktionen zur Charakterisierung von Individuen werden besonders geteilt von Binet, Henri, Ribot, Paulhan, Fouillée; sie halten nur die komplexeren Erscheinungen des Seelenlebens für kennzeichnend; die elementaren sind ja auch bloss Abstraktionen. Auch die deutschen Psychologen teilen diese Ansicht, so besonders W. Stern mit seinen „Typen“. Die Zahl der „Kästchen“, in welchen darnach die Individuen untergebracht werden müssen, schwankt zwischen 20 und 800. Diese atomistische Empfindungssynthetik kann nur ein Signalement geben. „Aber es ist das Signalement und der Steckbrief einer Person, keine Charakteristik, psychische Anthropometrie, Psychometrie, keine Psychologie“. Die Charakterologie „will von innen heraus feststellen, was einem Menschen wesentlich ist“. „Die Frage nach einer Grundfunktion im Seelischen, die als Charakteristikum par excellence das ganze Verhalten des Individuums bestimmt, muss für eine Charakterologie in den Mittelpunkt gestellt werden“. Dieselbe muss alle anderen Funktionen durchdringen und beherrschen, sodass man von ihrer besonderen Gestaltung aus von Individuum zu Individuum in die tiefsten Verzweigungen des Seelischen eindringen kann. Kein einziger der üblichen Tests leistet dies. Als charakterologische Grundfunktion stellt Lucka das seelische Erlebnis auf²⁾.

Sicherer sind die Ergebnisse der Experimente, welche die Abhängigkeit eines einzigen Merkmals von seinen Ursachen festzustellen versuchen. Insbesondere ist die Frage, ob Erbllichkeit oder Milieu für gewisse Eigenschaften von Einfluss sind. Sehr reichhaltig sind in dieser Beziehung die bisherigen Untersuchungen von Galton und Pearson. Sie fanden, dass das Milieu nur einen geringen Einfluss übt, den allergrössten die Vererbung.

¹⁾ Zeitschr. f. Psychologie 44. Bd. S. 50 ff.

²⁾ Archiv f. d. ges. Psych. 1907 10. Bd. S. 211: E. Lucka, Das Problem einer Charakterologie.

Heron fand bei 4000 Schulkindern, dass die häuslichen Verhältnisse keine Korrelation mit der von den Lehrern beurteilten Intelligenz hatten. Elderson und Pearson wollen sogar gefunden haben, dass der Alkoholismus durchaus nicht die ihm zugemessene Rolle als Ursache psychischer und physischer Minderwertigkeit besitzt. Dagegen wies Galton nach, dass hervorragende Begabung in gewissen Familien erblich ist. In Familien, deren Angehörige in Oxford studiert hatten, fanden Schuster und Elderson eine starke Korrelation zwischen Vätern und Söhnen, eine etwas schwächere zwischen Brüdern.

Heymans und Wiersma haben eine grosse Anzahl von Eltern und Kindern untersucht und daraus auf die hohe Bedeutung der Vererbung geschlossen.

„Die vorliegenden Zahlen weisen überall in unzweideutiger Weise auf die Erbllichkeit hin; und fast überall ist diese Hinweisung eine durchgängige und ausnahmslose“. „Nicht so ganz durchsichtig sind die Verhältnisse inbezug auf die Richtung der Erbllichkeit. Doch ist die gleichgeschlechtliche bedeutend frequenter als die gekreuzt geschlechtliche“. „Es scheint sowohl die rein väterliche und die rein mütterliche wie die gleichgeschlechtliche Erbllichkeit in hohem Grade bevorzugt zu sein“¹⁾.

Diese Forscher suchen sogar nach ihren Erfahrungen rechnerisch „das Mass zu bestimmen, in welchem einerseits die Geschlechtsanlage, abgesehen von allen direkten väterlichen und mütterlichen Erbllichkeitseinflüssen, und in welchem andererseits eben diese väterlichen und mütterlichen Erbllichkeitseinflüsse die Entstehung bestimmter Charaktereigenschaften bedingen“²⁾.

Zu diesem Zwecke mussten sie die charakteristischen Eigenschaften des Mannes und Weibes auf statistischem Wege feststellen. Es ergab sich, „dass schmerzliche Ereignisse bei Frauen länger als bei Männern nachwirken, und dass jene mehr in ihren Sympathien wechseln, mehr veränderungssüchtig, dagegen weniger für neue Auffassungen zugänglich sind, als diese“. Die Resultate „weisen fast durchgängig auf eine ausgesprochene Inferiorität in den intellektuellen Leistungen des weiblichen Geschlechtes hin“. Doch ist zu bemerken, „dass die Frauen in praktischem Sinn und Geist nicht oder kaum hinter den Männern zurückstehen, und in der Kunst des Gespräches sowie in manueller Geschicklichkeit dieselben weit hinter sich lassen, während sie auch für Musik und Schauspielkunst besser als die Männer beanlagt zu sein scheinen“. Die Frauen sind „reinlicher und ordentlicher, geduldiger bei Krankheiten und in höherem Masse psychischen Störungen ausgesetzt“. Die Grundzüge des Unterschiedes der Geschlechter sind

¹⁾ Zeitschr. f. Psych. von Ebbinghaus 1906 42. Bd. S. 258 ff.: „Beiträge zu einer speziellen Psychol. auf Grund einer Massenuntersuchung“.

²⁾ A. a. O. S. 321.

„die grössere Aktivität und Emotionalität, sowie der geringere Egoismus der Frauen“. -- Bei der älteren Generation findet sich „ein stärkeres Nachwirken früherer Vorstellungen und Gefühle“. Als Gesamtbild des Unterschiedes zwischen der älteren und jüngeren Generation stellt sich heraus: „Erstens eine deutlich ausgesprochene Tendenz zur Herabsetzung der Aktivität und zum sittlichen Rückschritt bei beiden Geschlechtern. Und zweitens, jene erstere Tendenz teilweise kompensierend, ein nicht weniger deutlich ausgesprochener Aufschwung des weiblichen Geschlechtes, zunächst vorwiegend auf intellektuellem Gebiete mit auffallender Verstärkung aller abstrakten oder supersozialen Neigungen bei den Frauen; und sodann die merkliche Steigerung ihres Selbstgefühls“. „Bei den Männern zeigt die jüngere Generation eher eine Abnahme der Intelligenz, sie sind in den abstrakten wie in den anderen Tugenden zurückgegangen . . . jene Frauen haben ein Ideal, diese Männer nicht“¹⁾.

Gegen diese Untersuchungen hatte eine Dame den Einwand erhoben, sie seien nur von Männern angestellt, welche die Frauen nicht verstanden. Darum wurden nun Fragebogen an Frauen gesandt, und aus 147 Antworten ergab sich:

„Unser früheres Ergebnis, dass die Frauen durchschnittlich aktiver, mehr emotionell beanlagt und weniger egoistisch sind als die Männer, ist auch das Ergebnis der jetzigen Untersuchung, und unsere damals ausgesprochene Vermutung, dass die intellektuelle Insuffizienz der Frauen hauptsächlich auf ihrer Emotionalität und ihrer Neigung zum Konkreten und Anschaulichen beruhen dürfte, findet in den jetzt vorliegenden Resultaten eine sehr erfreuliche Bestätigung“²⁾.

Das Individualitätsproblem

wird von der differenziellen Psychologie unter ganz anderen Gesichtspunkten behandelt als in der Metaphysik. Diese sucht das Wesen der Individualität: das, was das Individuum zum Individuum macht, zu erforschen, jene aber will die Individualitäten kennen lernen. In der Auffassung mancher Philosophen berühren sich beide Standpunkte, wenn sie z. B. das Gefühl als das Wesen der Individualität, der Persönlichkeit bezeichnen. Wer nun das Gefühl als Zentralfaktor aller Eigenschaften ansieht, gibt im Grunde eine differenzielle psychologische Antwort auf die Frage: Was macht das Wesen der Individualität aus?

Es ist aber eine weitverbreitete Meinung, dass das Individuum, das einzelne, nicht Gegenstand der Wissenschaft sein könne, diese habe nur allgemeine Gesetze zu erforschen und festzustellen, weshalb sie der Geschichte, die mit Personen und Ereignissen sich beschäftigt,

¹⁾ Zeitschr. f. Psych. von Ebbinghaus 1907 45. Bd. S. 1 ff.: G. Heymans und E. Wiersma, „Beiträge zur speziellen Psychologie auf Grund einer Massenuntersuchung“.

²⁾ A. a. O. 1908 46. Bd. S. 321.

also einzelnes behandelt, den Charakter einer wahren Wissenschaft abspricht. Aber nach Windelband gibt es neben nomothetischen Wissenschaften auch idiographische, und Rickert stellt sogar die Geschichte, deren Objekt das System von Wertsystemen ist, über die Wissenschaften der Gesetzssysteme. Auch das geringste menschliche Individuum in seiner Selbstbestimmung hat einen höheren Wert, als die ganze materielle Welt mit ihren starren allgemeinen Gesetzen; menschliches Leben, obgleich es fast ganz von Zufälligkeiten gebildet wird, muss unser Interesse, und damit unseren Forschungstrieb mehr anregen, als das blinde Wirken der Naturkräfte.

Die differenzielle Psychologie verfolgt aber neben den rein theoretischen auch praktische Zwecke für Pädagogik, Rechtspflege usw. Damit ist sie direkt auf das Individuelle angewiesen. Die Wissenschaft des Arztes darf nicht beim Studium allgemeiner physiologischer Gesetze stehen bleiben, er muss den einzelnen Kranken zu beurteilen wissen, wobei ihm die allgemeinen Gesetze wohl behilflich sein können, aber den besten Teil muss seine Einzelkenntnis leisten. So muss der Pädagoge nicht bloss Pädagogik studieren, sondern auch seine einzelnen Schüler kennen lernen, um sie sachgemäss unterrichten und besonders um sie erziehen zu können.

Neben der generalisierenden Psychologie muss darum auch der individualisierenden Psychographie ein Platz eingeräumt werden. Dieselbe wurde bisher schon ausgiebig in der Biographie gepflegt und ebenso in der künstlerischen Darstellung von wirklichen oder erfundenen Charakteren. Hier tritt aber die Einheit der Persönlichkeit in den Vordergrund, während die Psychographie im engeren Sinne mehr die Einzelheiten der Persönlichkeit ins Auge fasst. Stern definiert:

„Unter ‚Psychographie‘ verstehen wir im Gegensatz zur Biographie diejenige Methode der Individualitätsforschung, welche nicht von der Einheit, sondern von der Mannigfaltigkeit der im Individuum vorhandenen Merkmale ausgeht und diese ausschliesslich oder vorwiegend nach psychologischen Gesichtspunkten ordnet“. Ein „Psychogramm“ ist die für irgend eine bestimmte Persönlichkeit X durchgeführte Anwendung der psychographischen Methode.

Die Psychographie umfasst ein weit ausgedehnteres Gebiet, als die Biographie. Diese behandelt bloss hervorragende Persönlichkeiten, jene aber alle, selbst minderwertige, wie Verbrecher, Psychopathen usw.

Die Psychographie steckt sich eine dreifache Aufgabe. Erstens sucht sie die Struktur der Individualität zu erforschen, die Art und Weise, wie die verschiedenen Merkmale sich an-, in- und übereinanderfügen. Zweitens will die Psychographie dem Biographen in die Hände arbeiten. Sie zeigt ihm Gesichtspunkte, die aus dem geschichtlichen Verlaufe nicht zu Tage treten. Drittens kann sie praktischen Zwecken dienen. Sie zeigt dem Lehrer, Richter ein

nicht beobachtetes Merkmal durch ein anderes, das als Symptom von der Psychographie festgestellt ist.

Ein „psychographisches Schema“ ist eine Liste, welche die Gesichtspunkte enthält, nach denen ein Psychogramm anzufertigen ist. Stern verlangt ein „Generalschema“, das er definiert: „Eine nach übersichtlichen Einteilungsprinzipien geordnete Liste aller derjenigen Merkmale, die für die Erforschung von Individualitäten möglicherweise in Betracht kommen können, ohne Rücksicht auf apriorisch angenommene ‚Wesentlichkeit‘ und auf die besonderen Absichten der einzelnen Individualitätsuntersuchungen“. Er selbst hat ein solches Schema für das „Institut für angewandte Psychologie“ ausgearbeitet, und obgleich es noch sehr unvollständig war, hat es der Individualforschung doch schon sehr gute Dienste geleistet. Später hat er ein detaillierteres gegeben. Von Vorteil freilich ist es noch, Teilschemata zugrunde zu legen, wie das bei dem Psychogramm von dem Dramatiker Hoffmann Margis mit Erfolg versucht hat.

Dieses ist das vollständigste Psychogramm, das überhaupt bis jetzt geliefert worden ist. Alles, was von und über Hoffmann zu erreichen war, wurde herangezogen: seine Werke, Handschriften, Zeichnungen, Briefe, Tagebücher, Musikalien, Biographien und Urteile der Zeitgenossen. In diesem Vollbilde erscheint Hoffmann vielfach in neuem Lichte; es werden bisher übersehene psychische Eigenschaften einbezogen; es zeigt sich deutlich die Struktur der Individualität: das Spiel und Gegenspiel verschiedener Elemente und die auffallende Verträglichkeit sehr verschiedener Begabungen, von musikalischen, literarischen und zeichnerischen, auch tritt das Verhältnis von Naturell und Leistungen deutlich hervor.

Gleichen Bestrebungen entstammen die Psychogramme französischer Psychologen, welche Zeitgenossen zum Gegenstande haben. Toulouse hat Psychogramme von Zola und Poincaré entworfen, die aber noch auf einer tiefen Stufe der Forschung stehen. Das Verfahren ist ziemlich mechanisch, es werden die damals (am Ende des vorigen Jahrhunderts) gebräuchlichen Tests über Seh- und Hörschärfe, Farben-, Formen-, Zahlen-, Wort- und Satzgedächtnis, Reaktionszeiten und Assoziationen in Anwendung gebracht; dies alles hat aber wenig Beziehung zur genialen Anlage, die erforscht werden sollte. Ganz anders die Psychogramme, die Binet von hervorragenden Dramatikern und von dem jungen Maler Tade Styka entworfen hat. In einer feinsinnigen und eindringenden Analyse des Dramatikers Hervieu sucht er die „création littéraire“ in ihren Bedingungen, Dispositionen und Aeusserungen darzulegen.

Am umfangreichsten sind die schon erwähnten Massenuntersuchungen der holländischen Psychologen Heymanns und Wiersmas, welche Psychogramme durchschnittlicher Menschen auf Grund einer sehr grossen Zahl von Vollpsychogrammen der einzelnen untersuchten Personen zu gewinnen suchen. Es liefen bei ihnen 2415 nach dem von ihnen entworfenen Schema gewonnene Psychogramme

ein; Eigenschaften wurden in den Zählkarten erfragt. Die Psychogramme verfolgten allgemeinere Ziele, z. B. Verhalten der beiden Geschlechter in psychischer Beziehung, Erblichkeit psychischer Eigenschaften¹⁾ Dafür mussten sie aber Psychogramme der einzelnen Individuen haben.

Verhältnismässig leicht sind psychographische Sprachstatistiken zu gewinnen, um so die Eigenart der Sprache eines Individuums zu charakterisieren. Dabei untersucht man den Umfang und die Verteilung des Wortschatzes, den Prosarhythmus, die Sprachmelodie, den Styl usw. So hat Lutoslawski die „Stylometrie“ auf die Dialoge Platons angewandt, um deren chronologische Reihenfolge zu bestimmen: aus dem Vorkommen von gleichen Worten in zwei oder mehreren Dialogen deren Gleichzeitigkeit gefolgert.

Die Streitfrage, ob Bacon von Verulam der grosse Dramendichter „Shakespeare“ sei, glaubt Mendelthal sprachstatistisch entscheiden zu können. Er zählte in den Dramen die zwei-, drei- und mehrbuchstabigen Worte, stellt deren Häufigkeiten durch eine Kurve dar, die bei Bacon einen andern Verlauf zeigt als bei Shakespeare.

Exakter sind die Teilpsychogramme, die auf sprachlichem Wege den Typus einer Person, ob auditiv oder visuell, darzutun suchen. So haben Kurt und Maria Groos die lyrischen Gedichte Schillers auf Ausdrücke, die der Farbenwelt und der Tonwelt entnommen sind, untersucht. Sie fanden, dass akustische Ausdrücke bei Schiller in relativ grosser Häufigkeit auftreten, weshalb sie aber bloss als Hypothese die Zugehörigkeit Schillers zum auditiven Typus annehmen.

Was R. Wagner anlangt, so fanden Ilse Netto und Marie Groos im Ring der Nibelungen: „1. Die Phantasie Wagners arbeitet im ‚Ring‘ stark mit optischen Phänomenen, während das Gebiet der Gehörserscheinungen nur eine mittelstarke Verwertung findet. 2. Im akustischen Gebiete ist das ‚Sprechen‘ bei Wagner (und Cornelius) viel stärker, die Rubrik der ‚nichtsinnlichen Geräusche‘ viel schwächer als in den bisher untersuchten Gedichten Goethes und Schillers vertreten“²⁾.

Aus diesem Befunde ersieht man, wie zweifelhaft der Schluss von den Sprachmitteln auf auditiven oder visuellen Typus ist. Wagner gehört doch ganz sicher dem auditiven Typus an, und doch hat er mehr optische als akustische Worte. Es ist ja auch bekannt, dass der Mensch in seiner Alltagssprache sich natürlicher ausdrückt, als in seinen literarischen Werken; jene könnte besser als Grundlage für die Aufstellung eines Typus dienen, jedenfalls darf sie dabei nicht ausgeschlossen sein.

Die Bevorzugung von optischen oder akustischen Bildern wechselt auch im Laufe der Jahre, der Typus aber ist angeboren. So finden

¹⁾ Neuestens haben sie auf diesem statistischen Wege gefunden, dass mit einer jeden neuen Generation eine Verbesserung der psychischen Eigenschaften eintritt: Empfehlung der Ehe (Zeitschr. f. Psych. 1912 S. 1 ff.).

²⁾ Archiv f. d. g. Psych. 1911 21. Bd. S. 401 ff.

K. und M. Groos: dass Schiller in seiner Jugend doppelt so viel optische Ausdrücke hat wie Goethe. Später sinkt die „Optik“ merklich, während sie bei Goethe mit zunehmenden Jahren zunimmt. Bei beiden steigt mit dem Alter das Grün, sinkt das Rot; bei beiden mehren sich die Ausdrücke nach dem Hell hin.

Wir besitzen bereits eine Menge kasuistischer Psychogramme, oder doch Ansätze dazu, die weniger im Interesse der Wissenschaft als aus speziellen Bedürfnissen angefertigt werden, und es sind nicht ausgezeichnete Persönlichkeiten, ihre Objekte, sondern Spezialitäten, wie Verbrecher, verschiedene Arten von Irren, von mediumistischen Individuen, von ungewöhnlich begabten Menschen usw. Es sind freilich mehr Biographien, wie sie z. B. der „Neue Pitaval“ für Verbrecher liefert. Flournoy hat sehr eingehende Schilderungen des bekannten, von ihm beobachteten Mediums geliefert, Schrenck-Notzing von perversen Geschlechtsmenschen. Besonders interessant sind die Psychogramme, die Mindersinnige selbst von ihrem Seelenleben geben, wie die Selbstbiographie von der taubblinden Helen Keller, und die von Fachpsychologen gelieferten Darstellungen derselben ausserordentlichen Persönlichkeit, wie von Stern, und von der ihr sehr verwandten Laura Bridgmann von Jerusalem.

Am auffallendsten ist die Begabung der Rechenkünstler; diese haben denn auch in hervorragender Weise die Aufmerksamkeit der Psychologen auf sich gezogen: von ihnen besitzen wir die meisten Psychogramme. Binet hat eine Psychologie der berühmten Rechenkünstler (zugleich von virtuosen blinden Schachspielern) Inaudi und Diamanti geschrieben, wobei sich recht auffällig der Unterschied zwischen auditivem und visuellem Typus ergab. G. E. Müller hat eingehend den deutschen Rechenkünstler Rückle analysiert und eine Theorie vom Vorstellungsleben darauf aufgebaut. Eine lange Liste von bekannt gewordenen Rechenkünstlern gaben Syriptide und Mitchell und leiten daraus ein (Teil-)Psychogramm solcher Wundermenschen ab.

Viel häufiger als die Wundermenschen sind die Wunderkinder, von denen viele eben nur durch Frühreife sich hervortun, nicht durch dauernde ausserordentliche Begabung. Von ihnen besitzen wir denn auch ziemlich eingehende Beschreibungen. So von dem in elf Sprachen dichtenden Mädchen Elisabeth Kulmann (von Thomson), von einem ungarischen siebenjährigen Komponisten (von Revecz) usw.

Auch die unternormalen Kinder haben vielfache Beachtung gefunden, aber am fleissigsten sind bis jetzt die gewöhnlichen normalen Kinder systematisch beobachtet und beschrieben worden. Es existiert bereits eine reichhaltige Literatur über die Psychologie des Kindes, zu der in hervorragender Weise gerade Stern beigesteuert hat. Wir haben über dieselbe jeweilig im „Phil. Jahrb.“ eingehend referiert.